

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 52

Artikel: Patrouille : eine Entgegnung
Autor: Jäger, Sepp.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Patrouille — Eine Entgegnung

Von Sepp Jäger.

In Nr. 49 des «Schweizer Soldats» ist unter diesem Titel eine Betrachtung von Kpl. Furrer Hrch. erschienen, die, wie ich glaube, nicht unerwidert bleiben darf, denn diese Patrouille bewegt sich in Gedankengängen, die zwar einmal Allgemeingut und damals auch begreiflich gewesen sein mögen, heute aber unbedingt überwunden sein, — oder mindestens überwunden werden müssen.

Krieg ist eine harte Konsequenz des Lebens, begründet im Kampf um die Existenz der Menschen seit Urzeiten. Krieg ist nicht aus der Welt zu schaffen, weil jeder Krieg in sich bereits den Keim zu neuem Kampfe trägt...

schreibt Kpl. F. Damit ist er aber im Irrtum. Krieg ist keineswegs eine Notwendigkeit, wohl aber der Kampf. Der Kampf um die Existenz kann sich aber auch auf anderen Bahnen als der des Krieges bewegen. Betrachten wir das Beispiel der Schweiz: Als unser Land sich mehr und mehr industrialisierte, begann auch für es ein sich immer verschärfender Existenzkampf. Aber gerade in dieser Zeit hat die Schweiz gänzlich und endgültig auf den Krieg als Mittel in diesem Kampfe verzichtet und niemand wird bestreiten wollen, daß sie sich trotzdem (oder gerade deswegen?) eine bemerkenswerte Position geschaffen und durch alle Wechselfälle erhalten und sogar ausgebaut und verbessert hat.

Es stimmt auch nicht, daß jeder Krieg bereits den Keim zu neuem Kriege in sich trägt. Im Gegenteil! Je länger ein Krieg dauert und je schrecklicher er ist, um so sicherer wird er anfänglich bestehende Rachegefühle vernichten und sie umwandeln in den einzigen Gedanken, den wir gerade nach dem letzten Kriege (wer erinnert sich nicht mehr daran?) von Millionen Kehlen ausrufen hörten! Nie wieder Krieg! Es ist nicht der Krieg, der den Keim zu neuem Kriege in sich trägt, sondern der «Friede». Wir alle kennen den Frieden von Versailles. Sogar jene Völker bzw. Männer, die ihn diktierten, haben später bekannt, daß er ein schwerer Fehler und jedenfalls alles andere als ein wirklicher Friede war. Kein Volk wünscht den Krieg um des Krieges willen. Kein Volk, dem es einigermaßen gut geht, will Krieg, weil es weiß, daß es dabei nur verlieren kann. Wenn es aber nichts mehr zu verlieren hat, wenn der Friede schrecklicher ist als der Krieg (denkt an die Millionen und Abermillionen von Arbeitslosen mit all ihrem Elend!) dann, und erst dann, sucht es einen Ausweg durch den Krieg. Vielleicht auch vorerst nur in der Vorbereitung des Krieges,

die aber, wie wir es erlebt haben, schließlich unweigerlich zum Kriege selbst führen muß.

Kpl. F. glaubt, aus der Weltgeschichte, ihrem Wechsel von Frieden und Krieg des letzteren Unvermeidbarkeit ableiten zu müssen und schreibt:

Wir wollen dieses schicksalsbestimmte Kommen und Gehen nicht leichtthin abtun mit dem Wort der Gleichgültigen: Es muß wohl so sein. Das klingt zweifelnd und schwächlich. Die Erkenntnis lautet: Es ist so und wird immer so sein.

Es muß wohl so sein; — wirklich, das klingt zweifelnd. Aber nicht schwächlich. «Es muß wohl so sein» ist nichts Endgültiges. Es kann sich wandeln in die Frage: Muß es wirklich? Und es zwingt uns, weiter zu denken. Es läßt die Verneinung offen und wenn wir weiter denken, wenn wir zu Ende denken, wie ich es oben angedeutet habe, dann kann es sehr wohl zur Verneinung kommen: Es muß **nicht** so sein!

Schwächlich ist es aber, wenn wir sagen: Es ist so und wird immer so sein. Ein solcher Ausspruch im Hinblick auf den Krieg schlägt allen christlichen Grundsätzen ins Gesicht. Krieg ist nicht gottgewollt. Krieg ist nichts als die schreckliche Folge der menschlichen Unzulänglichkeit, oder, wenn wir es so sagen wollen: unserer Unfähigkeit, jede Sache bis zum Ende zu denken. Denn: Würden jene Männer, die einen Frieden zu machen haben, daran denken, daß jede Unterdrückung, jeder Zwang, jede Ungerechtigkeit Auflehnung, Haß und Rachegefühle und damit neuen Krieg sät, dann würden sie sie vermeiden. Und würden jene Völker, — oder ihre Führer — die im Kriege einen Ausweg aus Schwierigkeiten sehen wollen, daran denken, daß ein solcher, auch wenn sie ihn siegreich beenden, ihr Elend nur vermehren kann, dann würden sie darauf verzichten.

Betrachten wir wiederum das nächstliegende, unser eigenes Land: Die Schweiz hat bewiesen, daß die «Erkenntnis» des Kpl. F.: «Es ist so und wird immer so sein», falsch ist. Es gab Zeiten, da sich die einzelnen Glieder der Schweiz selber bekriegten. Ja, es ist noch nicht einmal so überaus lange her, daß sie es zum letztenmal taten (Sonderbundskrieg). Aber sie haben schließlich eingesehen, daß der Krieg das untauglichste Mittel ist, ein gewolltes Ziel zu erreichen. Die unterschiedlichen schweizerischen Landesteile sind auch heute noch lange nicht in allem ein Herz und eine Seele, aber sie greifen nicht mehr jähzornig zu den Waffen, um ihre Differenzen zu bereinigen,

sondern sie setzen sich zusammen und suchen auf friedliche Art Wege, die zu eines jeden Vorteil führen und eines jeden Ehre achten. Und das ist das große Ziel! Die vielgestaltige Schweiz hat es im kleinen erreicht. Ihre Aufgabe und damit die Aufgabe eines jeden guten Schweizers ist es nun, ihrer eigenen Erkenntnis Wegbereiterin zu sein, damit sie in immer größerem, umfassenderem Rahmen Verwirklichung finde.

Daß es möglich ist, haben wir selbst bewiesen. Daß es auch der innigste Wunsch aller andern Völker ist, werden wir, — falls es nötig sein sollte — neu erkennen, wenn wieder die verzweifelten Schreie: nie wieder Krieg! über die Welt gellen. Hier liegt die große Mission der kleinen Schweiz, die mehr wert ist als die Ausübung des Asylrechtes und die Tätigkeit des Roten Kreuzes, weil diese schließlich sich nur um schon geschlagene Wunden kümmern, jene aber gegen die Ursachen der Wunden selber kämpft.

Dabei soll nichts gesagt sein gegen unsere Wehrbereitschaft. Sie ist notwendig und wir dürfen nicht nachlassen, sie materiell und geistig auf der Höhe zu halten. Größer als alles sei aber unser Kampf um den Frieden; jetzt schon, besonders aber dann, wenn wieder einmal mit der ganzen Welt offen gesprochen werden darf. Wir sind in dieser Hinsicht der Welt ein Vorbild und es wäre unsinnig, dieses Vorbild in falscher Bescheidenheit verstecken zu wollen.

Und nun zum Abschluß noch etwas: Kpl. Furrer schreibt:

Der Christ glaubt an dieses ewige Leben im Frieden, am Ende aller Zeiten. Fassen können wir es alle nicht. Wir werden es nie fassen.

Das ist wahr. Der Christ glaubt aber auch, daß der Grundsatz der Nächstenliebe, der ja der Inbegriff des Christentums überhaupt ist, den Frieden auch in diesem Leben möglich macht. Es mag lange dauern bis es so weit ist und wir, die wir jetzt sind, erleben es vielleicht nicht mehr. Aber wir müssen arbeiten daran. Wir müssen vor allem der Jugend, die nach uns kommt das Licht aufstecken, damit sie ihm weiter entgegen schreite, damit schließlich jede Generation einen Schritte weiterkomme, bis endlich eine das Ziel erreicht. Es ist nicht unmöglich!

So hat Kpl. F. recht, wenn er weiter schreibt:

Wir können nur daran glauben, jeder auf seine Art und Weise...

Ja, glauben wir! Denn wenn wir wirklich glauben, dann werden wir auch

nach der Erfüllung streben. — Nicht recht hat er aber, wenn er weiterfährt: ... denn keiner darf sich auf dieser Welt anmaßen, mehr zu glauben und besser zu sein als der andere.

Das ist nicht wahr! Wo kämen wir hin, wenn es wahr wäre? Es gäbe keinen Fortschritt mehr, weder materiell noch geistig. Es gibt — Gott sei Dank! — Menschen, die mehr glauben können

und mehr sind als andere, als die breite Masse. Sie dürfen deswegen nicht hochmütig auf die andern herabblicken, aber sie **sollen** für ihren größeren Glauben, für ihr Mehr-wissen, für ihr Mehr-sein eintreten, kämpfen (ohne Krieg) und sie weitertragen. Sie sind es ja, die die Menschheit weiter bringen können. Solchen Menschen haben wir es zu danken, daß wir heute nicht mehr in Hö-

len wohnen, von rohem Fleisch und Beeren leben. Solchen Menschen danken wir es, daß heute nicht mehr der Starke den Schwachen vernichten darf, wenn es ihm paßt und solche Menschen werden es sein, die schließlich die Meinung überwinden, daß Völker ihre Rechte nur mit Krieg und Gewalt durchsetzen könnten. Denn wahrhaftig: Heute ist es noch so, aber es **muß nicht** so sein!

Flugzeug-Bordwaffen

(nb.) Blättert man in der Geschichte der Kriegsflyerei zurück, so fällt ohne weiteres auf, in welch verschiedenem Maß die Leistungen auf den Einzelgebieten gesteigert worden sind. Bereits vor vier Jahren erreichten die führenden Jagdmaschinen Normalgeschwindigkeiten von 560 bis 580 Stkm. Heute sind die stärksten Vertreter dieser Waffe etwa 80 km, d. h. etwa 15 % schneller. Demgegenüber sind die Bombenlasten um rund das Vierfache gestiegen. Trugen damals die stärksten Apparate 2 Tonnen, so nehmen ihre heutigen Nachfolger bis deren 8 auf. Sprach man 1939 von Gipfelhöhen von 8000 bis 9000 Metern, so gibt es neue Maschinen, die bis 15,000 Meter steigen können.

Man darf daraus aber nicht etwa schließen, daß die Anstrengungen zur Verbesserung auf den verschiedenen Gebieten mit unterschiedlichem Ernst und gegensätzlichem Erfolg geführt würden. Man verfällt allzuleicht in den Fehler, die Daten über ein einziges Gebiet als entscheidendes Merkmal für den Wert des Ganzen zu betrachten. Man übersieht allzuleicht, daß jedes Kriegsflyerzeug ein in sich geschlossenes Ganzes bildet und nur als solches gewertet werden darf. Am häufigsten wird dadurch gefehlt, daß man glaubt, die Spitzengeschwindigkeit einer Maschine lasse verlässliche Schlüsse auf ihre Leistungen im Luftkampf zu. Nur die Abgewogenheit aller Leistungswerte — man ist geneigt zu sagen das «Gleichmaß» — ergibt eine Frontmaschine, die sich im Einsatz wirklich bewährt.

Umgekehrt steht es mit der Bewaffnung. Gewöhnlich wird dieser Faktor überhaupt nicht in Rechnung gestellt. Ein Bomber, der so und so weit fliegt und so und so viel Sprengladung mit sich führt, wird ganz einfach als besser oder minderwertiger betrachtet als ein anderer, dessen Reichweite und Nutzlast mit so und so viel mehr oder weniger angegeben wird, auch wenn er darüber dem gegnerischen Jagdschutz zum Opfer fällt, weil seine Bewaffnung nicht genügt.

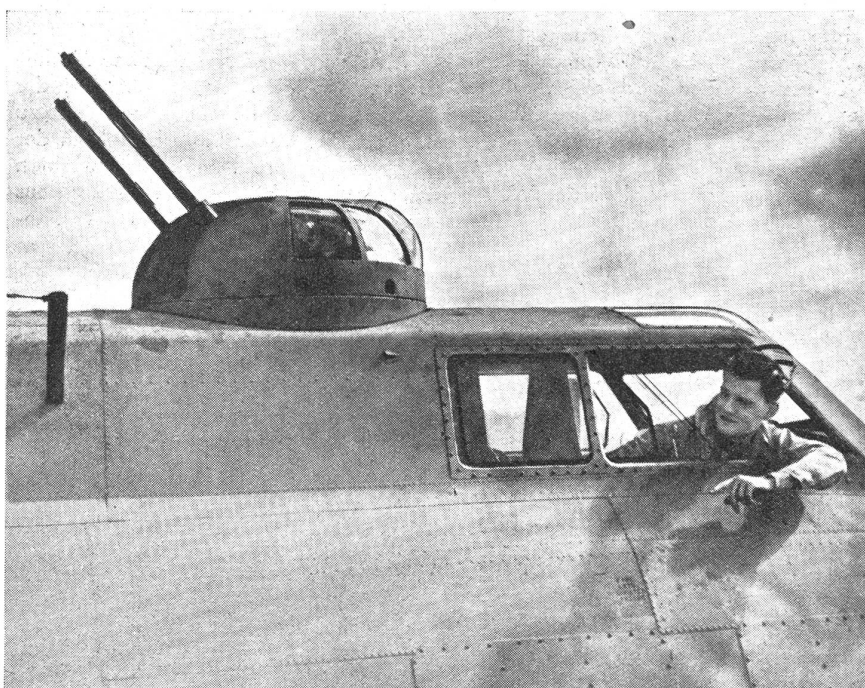
Nicht einmal die Zahl der Bordwaffen gibt eine gültige Vergleichsbasis. Das

verunmöglicht schon der unterschiedliche Zweck der verschiedenen Muster. Die relativ stärkste Feuerkraft im Vergleich zum Eigengewicht besitzt ohne Zweifel das Jagdflugzeug, das konstruktiv gesehen nichts anderes darstellt als ein «Konzentrat von Motor und Bordwaffen», d. h. eine Maschine, in der das Hauptgewicht auf die Bewaffnung und die Flugleistung gelegt wird. An zweiter Stelle folgt der Bomber, und zwar vor allem der Fernbomber, dessen Geschwindigkeit im Interesse von Nutzlast und Reichweite geringer gehalten ist. Als einzige Ausnahme ist bis heute der «Mosquito»-Bomber bekannt geworden, bei dem auf eine Bewaffnung überhaupt verzichtet wurde, weil er — nach britischen Angaben — noch schneller ist als die gegnerischen Jäger und sich ihnen und ihren Waffen durch die höhere Geschwindigkeit entziehen kann.

Als 1939 die deutsche und die alliierte Luftwaffe zum erstenmal aufeinanderstießen, standen sich, soweit dies die Bordwaffen betrifft, zwei verschiedene Konstruktionsprinzipien gegen-

über: auf deutscher Seite das rasche, relativ schwach bestückte, auf britischer Seite das etwas langsamere, dafür aber um so schwerer bewaffnete Flugzeug. Die deutsche Offensivwaffe bestand in erster Linie aus dem Heinkel He 111 K und den beiden Dorniers Do 17 und Do 215, die britische aus dem Handley-Page-«Hampden», dem Armstrong-Whitworth-«Whitley» und dem Vickers-«Wellington». Während der Do 215 mit 3, in der Pilotenkabine montierten Mg. ausgerüstet war, wies der Wellington 3 Geschütztürme im Bug, auf der Rumpfoberseite und im Heck auf, die je 2 gekuppelte Mg. trugen. Ähnlich war das Verhältnis bei der Jagdwaffe. Die deutschen Me 109 E besaßen damals 4 stärkere Mg., während die britischen «Hurricanes» und «Spitfires» deren 8 auf wiesen.

Bereits 1940 stellten die Alliierten fest, daß die Wirkung ihrer Bordwaffen bedeutend schwächer wurde: Der Gegner hatte seine über England einfliegenden Maschinen gepanzert, wenn dies auch nur durch kaum halbfingerdicke



Der Mg.-Drehturm einer amerikanischen «Fliegenden Festung».